Breslauer Beobachter.

№ 123. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. 1845.

Sonntag, den 3. August.

Eilfter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends u. Sonntags, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern Einen Sgr. Vier Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redaction und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Die Vergeltung.

(Fortsetzung.)

Lehnchens Hochzeitstag erschien. Obgleich Lorenz schon lange nicht mehr als ein Glied der Familie betrachtet, sondern (wenigstens von Seiten der Hausfrau) noch verächtlicher und schlechter als der gemeinste Knecht behandelt worden war, so wurde er doch jetzt, und zwar auf das ausdrückliche Begehr der Braut, dem sich Frau Barbara vergebens widersetzt hatte, weil Vater Jochem dem Wunsche der Jungfrau beharrlich beistimmte, zur Verbindungsfeier eingeladen.

Ungern und mit innerem Widerstreben leistete er diesem Gebot Folge. Ach, er wäre an diesem Tage, der ihm sein Theuerstes raubte, am liebsten weit von hier hinweg und in den verborgensten Winkel der Erde geflohen, um dort ungestört seinen brennenden Schmerz in laute Klagen ergießen zu können. Aber die Furcht, durch sein Nichterscheinen das liebe Mädchen zu kränken und ihr eine bittere Empfindung zu bereiten, ließ ihn auch dieses Opfer bringen, und er errang sich nach schweren Kampfe die Fassung, der äußerlich ruhige Zeuge einer festlichen Handlung zu sein, die ihm die Pforten seines schönsten Lebensglücks auf immer verschloß.

Ach, hätte Lehnchen geahnet, welche neue Demüthigung ihren armen Freund heute erwartete, sie würde gern seine Nähe vermißt, ihn gern fern von hier gewußt haben!

Die gallsüchtige, hämische Barbara, voll Aerger, ihren Willen nicht durchgesetzt zu haben, und, innerlich aufgebracht darüber, den verhaßten Bastard an der Hochzeitstafel sehen zu müssen, dürstete nach Genugthuung, und beschloß, dem ohnehin schon Unglücklichen an diesem Tage noch eine recht empfindliche Kränkung zu verursachen. Als der Wein in den künstlich geschliffenen Pokalen perlte und funkelte, und dem Brautpaare ein Lebehoch nach dem andern erscholl, nahm Frau Jochem das Wort und sprach, an ihren Eidam sich wendend, während ein höhnender Satansblick auf den am untern Ende der Tafel sitzenden Lorenz hinüber glitt: „Freut Euch, Herr Schwiegersohn, daß Ihr nun die Erwählte Euer Eigenthum nennen könnet! Ihr habt, ohne es zu wissen, einen gefährlichen Nebenbuhler gehabt, der nun glücklicher Weise aus dem Sattel geworfen ist.“

Einen Nebenbuhler? fragte Herr Wolfram, Lehnchens nunmehriger Mann, erstaunt.

„Ja wohl, da sitzt er am Ende des Tisches!“ antwortete Barbara und zeigte auf Lorenz. „Ihr habt ihn wahrscheinlich noch nie bemerkt, obgleich er gewissermaßen, freilich zu meinem Widerwillen, zur Hausgenossenschaft gehört. Er ist ein aufgelesener Bastard, den Vater und Mutter von sich stießen, und der nur hier aus Gnade und Barmherzigkeit eine Freistätte fand. Und dieser Narr hat sich im Stillen eingebildet, Lehnchen werde ihn heirathen!“

Die Sprecherin brach bei diesen Worten in ein lautes Gelächter aus; aber wieder ihr Erwarten stimmte Niemand darin ein. Alle fühlten das höchst Gemeine und Schlechte ihrer Handlung, und mehr als ein finsterer, mißbilligender Blick fiel auf die Schmähende. Diese bebte vor geheimer Wuth, daß ihre Rache nicht die vollkommene, vorher berechnete Wirkung machte. Aber eine Absicht hatte das boshafte Weib doch erreicht —: die schwere Kränkung und Verletzung des Verhaßten.

Das bleiche Gesicht des armen Lorenz färbte sich plötzlich mit dem Purpur der Scham und des Zornes, als die entehrenden Worte gesprochen wurden und aller Augen sich auf ihn richteten. Gerechter Grimm durchwallte sein Inneres, krampfhaft zuckten seine Fäuste; doch als er Lehnchen ansah und Thränen auf ihren Wangen bemerkte, da kämpfte er die furchtbare Aufwallung seines empörten Gemüths nieder, stand auf, und verließ, um ferner kein Störer des Freudenfestes zu sein, die Versammlung.

Er wollte in's Freie hinaus eilen, um dort ungehemmt dem Gefühle, das ihm die Brust zu sprengen drohte, freien Ausbruch zu gönnen. Doch als er eben aus dem Gehöfte zu treten im Begriff war, fühlte er einen sanften Schlag auf die Schulter, und, sich umsehend, erblickte er Lehnchens Mann. „Armer Jüngling, Du dauerst mich!“ sagte dieser mit einem herzlichen Tone, der Theilnahme und Mitgefühl verrieth. „Ich begreife es, wie tief die Kränkung Dich schmerzen muß, die Du eben so unverdient erdulden mußtest. Es würde mir sehr zur Freude gereichen, wenn ich Dein herbes Geschick Dir zu erleichtern vermöchte. Ja, ich fühle mich gewissermaßen dazu verpflichtet. Verlasse dieses Haus, wo nur Beschimpfungen Dir für treue Dienste zum Lohn werden, verlaß es, sobald die Umstände es nur gestatten, und komm zu mir, Du sollst nicht nur als ein brauchbarer, achtungswerther Mensch, Du sollst als ein Freund aufgenommen werden.“ Er schüttelte bei diesen Worten dem Schwergekränkten treuherzig die Hand, und eilte zurück, um bei der Gesellschaft nicht vermißt zu werden.

Verwundert schaute Lorenz ihm nach. Aber die Rede und das Benehmen des Mannes, dem er aus sehr begreiflichen Ursachen bis jetzt eben nicht geneigt gewesen war, thaten dem wunden Herzen des beleidigten Jünglings doch wohl. Es tröstete ihn, daß er doch nicht von aller Welt verachtet und verworfen ward. Dennoch war, trotz dieser tröstenden Stimme, die nur einem schwachen melodischen Hall mitten im Sturmesbrausen glich, seine Seele zerrissen. Er schweifte unstät auf den Fluren umher, als drücke ihn ein Kainsfluch, — und doch war seine Seele noch rein von jedem Verbrechen: er hatte bisher nur Böses gelitten, nicht Böses gethan. Schon breitete die Nacht ihren Sternenmantel über die schlummernde Erde, und noch war des ruhelosen Wanderers Fuß nicht ermüdet. Die Glocke auf dem hohen Thurme der Pfarrkirche tönte, die Mitternachtsstunde verkündend, von fern herüber aus der Stadt, da wollte der aus dem Freudenkreise Verbannte an der schaurigen Stätte eben vorübereilen, wo ihn vor beinahe neunzehn Jahren der mitleidige Scharfrichterknecht gefunden hatte. Ein düsterer Gedanke hemmte plötzlich den eiligen Schritt des Umherirrenden. Sinnend blieb er an der verrufenen Stelle stehen. „Sonderbar!“ rief er; „warum mußte ich willenlos diesen Ort betreten? — Ei nun, hier ist dein rechter Platz, hier mußt du weilen, während da drunten in jenem Hause die Lichter lustig flackern, während dort die Freude herrscht, der Jubel laut erschallt, und der arme gekränkte, der schwer gemißhandelte Lorenz schon wieder vergessen ist. Vergessen? — Nein, Eine hat mich gewiß noch nicht vergessen! Ihr Herz trauert gewiß noch um mich, und gedenkt mit Liebe und Wehmuth des armen Ausgestoßenen. — Des Ausgestoßenen? — Und warum bin ich ausgestoßen und verworfen, mein Herr und Schöpfer? Warum ruht der Fluch der Schande auf mir und drückt mich mit eherner Last zu Boden, daß ich mich nicht empor zu raffen vermag? Was verbrach ich denn? Warum bin ich denn schlechter als Deine andern Kinder, schlechter als die, welche ein Leben voll Sünde und Laster führen, ihre Tage in Müssiggang und Schwelgerei dahin bringen, und ihre Mitbrüder kränken? Warum sind sie denn geachtet, und warum bin ich, der Schuldlose, stets beschimpft und gemißhandelt? O Ihr, meine Erzeuger, die Ihr mich in ein Dasein voll Schmach und Elend warfet, und unbekümmert um mich, Eure Bahn weiter ginget, — hat nie der Wurm des Gewissens an Eurem Herzen genagt, wenn Ihr mein gedachtet, oder habt Ihr Euch des armen Wesens nicht mehr erinnert, von dem Ihr Euch lossagtet? O Ihr habt grausam, unnatürlich an mir gehandelt, und wenn es eine Vergeltung giebt, so — — Schweig, armer Lorenz! Wohin reißt dich dein wüthender Schmerz? Rufe nicht die finstern Geister des Abgrundes herauf in dieser schrecklichen Stunde; wecke die Furien nicht, die im grauenvollen Dunkel schlafen! Die Vergeltung schreitet auch, ohne dein Wünschen, ihren geheimnißvollen furchtbaren Gang; hüte dich, durch Beschwörungen sie beschleunigen zu wollen! — Erschöpfung, du letzte Wohlthäterin der Gequälten, die du statt deiner sanfteren Schwester, der Ruhe, zwar spät, aber doch endlich dem Leidenden nahst, und ihm oft die willkommene Vorbotin deines erlösenden Bruders, des Todes, bist,

o breite auch bald über mich deinen lähmenden Fittig; denn nicht segnen kann ich die Kraft, die mich, den Schlägen des Unglücks zum Trotz, noch nicht zusammenbrechen ließ."

Ermattet von körperlicher Anstrengung und geistigem Schmerze, schlich der arme Jüngling nach dem Hause zurück, wo die Töne der Freude bereits verstummt waren. Mit leisen Schritten ging er in sein Kämmerlein, warf sich auf's Ruhelager hin; aber so todtmüde er auch war, schlafen konnte er doch nicht.

Die Worte des Herrn Wolfram hatten in der Seele des unglücklichen Lorenz einen Entschluß geweckt, der schnell zur Reife gedieh. Sobald als Lehnchen mit ihrem Manne das elterliche Haus verlassen hatte, beschloß auch der verachtete Jüngling, demselben in kurzer Zeit den Rücken zu kehren. Jetzt war ja nichts mehr hier, was ihn irgend noch hätte fesseln, ihm den Aufenthalt an dem Orte, wo er so viel Kränkungen dulden mußte, erträglich machen können. Seine Lehrzeit ging ohnehin in wenig Wochen zu Ende. Dann war er frei, und konnte sein Brod suchen, wo es ihm beliebte. Doch kam es ihm nicht in den Sinn, Wolframs Anerbieten anzunehmen. Die ihm entrissene Geliebte wollte er nie mehr, wenigstens sobald nicht wiedersehen. Vergessenheit des Vergangenen zu suchen, nicht schmerzliche Gefühle und Erinnerungen wieder anzuregen, mußte fortan sein Bestreben sein. Auch sträubte sich sein Stolz dagegen, dem Manne, dem er sein Theuerstes hatte überlassen müssen, jemals ein dankbarer Schuldner zu werden, Er haßte ihn nicht, aber er konnte auch keine Freundschaft, keine Neigung für ihn fühlen.

Die Zeit war gekommen, wo ihn Meister Jochem frei sprach und ihn an des kurz vorher gestorbenen Niclas Stelle sogleich zum Halbmeister erheben wollte. Aber zu des Scharfrichters großer Verwunderung begehrte der Freigesprochene sogleich Entlassung aus dem Dienste. „Euch bin ich Dank schuldig," so schloß er sein Gesuch, „und ich wollt' Euch ein fleißiger und getreuer Knecht bleiben bis an Euer Lebensende, um erkenntlich für das zu sein, was Ihr in früherer Zeit, als die brave Frau Regina noch lebte, an mir gethan habt. Aber um dies zu können, müßt' ich von Eurer jetzigen Frau eine bessere Behandlung erfahren. Und dieser Fall wird nie eintreten, das werdet Ihr selbst einsehen. Darum ist es am besten, Ihr lasset mich in Frieden meines Weges ziehen. Seid versichert, daß ich Euer Andenken stets ehren werde, und sollte ich einst vernehmen, daß Ihr zum zweiten Male Wittwer geworden seid, dann kehre ich wieder, so fern ich auch sein mag, und biete mich Euch zum Pfleger Eures Alters an."

Meister Jochem fühlte sich getroffen und zugleich gerührt. Der Lorenz ist doch ein guter Junge, dachte er, und ich wollte, es wäre ihm nicht so oft Unrecht geschehen. Er ergriff des Jünglings Hand und sagte: Du magst Recht haben, mein Sohn, und es sei fern von mir, Dich von Deinem Vorsatze abzubringen. Wo gedenkst Du Dich hinzuwenden?

„Das weiß ich jetzt noch nicht," erwiederte Lorenz, „Gottes Welt ist weit, und es wird wohl noch irgendwo ein Plätzchen für mich offen sein. Mir gilt es gleich, wo ich es finde."

Geh' zu meinem Schwiegersohne, versetzte Jochem. Er nimmt Dich gewiß, und Du brauchst nicht erst lange im Lande umher zu laufen. Ja, ja, Lorenz, thue das!

„Vielleicht! — vielleicht auch nicht!" entgegnete der Jüngling. „Ich will nichts vorher bestimmen, sondern einmal ganz frei sein, und mich ohne Hemmung der Leitung des Zufalls überlassen."

Wenig Tage nach dieser Unterredung schnürte Lorenz sein Bündel. Er hatte geglaubt, mit frohem Herzen das Haus verlassen zu können, wo er so viel Unrecht erduldete, und dennoch ergriff ihn eine unnennbare Wehmuth, bei dem Austritt aus demselben. Dankbare Erinnerungen an die schöne Zeit der Kinderjahre, wo es ihm hier noch wohlgegangen war, erwachten in seiner Seele. Manches Fleckchen mahnte ihn doch an selig verlebte Stunden.

Der Abschied von Frau Barbara ward ihm freilich nicht schwer; denn diese entließ den Scheidenden kalt und schneidend, und ihre Blicke sagten ihm deutlich, daß sein Gehen ihr eher Freude als Trauer verursache. Als er aber dem Meister Jochem Lebewohl sagte, und dieser so weich wurde, daß er nicht zu sprechen vermochte, da entstürzten Thränen des Jünglings Augen, ein unaussprechliches Wehgefühl ergriff ihn, er kniete nieder und rief: „O mein guter Pflegevater, leget Eure Hände segnend auf das Haupt eines elternlosen Unglücklichen, der allein und verlassen auf der weiten Erde steht. Vater und Mutter haben mich verstoßen, ich weiß nicht, wie einem liebenden und geliebten Kinde zu Muthe ist. Gebt mir Euren Segen, damit ich ein heiliges Andenken an diese Stunde erhalte!"

Jochem konnte sich des Weinens nicht enthalten, und war im Begriff, den Wunsch des Jünglings zu erfüllen Da trat dessen böser Engel, die fühllose, unversöhnliche Barbara, dazwischen, und rief, indem sie ihren Mann zurückzog: Verrücktes Gaukelspiel! — Willst Du Dich zum Narren machen, Alter, damit Dich nachher der Bube auslache und im Herzen verhöhne? Wenn er Dich wahrhaft lieb hätte, würde er nicht aus eigenem Antriebe von Dir ziehen. — Packe Dich Deiner Wege, Bastard und spiele mir hier nicht noch ein Komödiantenstückchen vor!

Lorenz ging. „Auch das noch!" seufzte er, als er hinaus schritt; „nun, ich durfte ja nichts Besseres erwarten! Wie kann ein Verfluchter auch Segen fordern!"

Ehe er dem Orte, an welchem er so lange gelebt hatte, wahrscheinlich für immer den Rücken kehrte, besuchte er noch einmal den Kirchhof, wo die wackere Frau Regina den Todesschlummer schlief. „O meine edle Wohlthäterin!" rief er, sich auf ihr Grab niedersetzend, „Du hast mich nicht verworfen, nicht verkannt! Lebtest Du noch, ich würde ein glücklicherer und wohl auch ein besserer Mensch geworden sein!"

Ein Knabe, dessen Eltern in der Nachbarschaft der Scharfrichterei wohnten, kam jetzt auf ihn zugesprungen und störte ihn aus diesen schmerzlichen Betrachtungen auf. Da, Lorenz! rief der junge Bursche, nimm hier noch etwas mit auf die Reise; der Herr Jochem schickt es Dir. Er gab mir's schon heute früh zeitig, und sagte: ich sollte aufpassen, wenn Du fortgingest, Dir nachlaufen und Dir dieses zustellen.

Er händigte bei diesen Worten dem erstaunten Jünglinge ein Päckchen Geld ein, und sprang nach einem freundlichen Lebewohl wieder fröhlich von dannen. Mit nassen Augen betrachtete Lorenz dies Abschiedsgeschenk, das ihm sein ehemaliger Wohlthäter so heimlich hatte zukommen lassen — denn die böse Barbara durfte auf keinen Fall etwas davon erfahren. — Es bestand in dreißig Gulden und einem angeöhrten Doppeldukaten — letzterer wahrscheinlich noch sein Pathengeschenk. — So vermögend war Lorenz in seinem Leben noch nicht gewesen. Mit seiner Reisekasse, die vor fünf Minuten noch nicht in so viel Groschen bestanden hatte, als sie jetzt Thaler enthielt, glaubte er nun halb Europa durchreisen zu können.

„Vater Jochem!" rief er gerührt, „Dein Herz ist doch gut geblieben, obgleich Dein guter Engel Dich schon lange verlassen hat, um einer bösen Furie Platz zu machen!"

Lorenz begann nun seine Wanderung, und seine von Mißmuth und Trauer umdüsterte Seele wurde einigermaßen erheitert, als er, ein freier Mensch, über Ebenen und Berge schweifte und die reiche Natur ihm ihre mannigfaltigen Herrlichkeiten aufschloß. Aber auch jetzt sollte er durch unangenehme Erfahrungen wieder auf den Gedanken zurück gebracht werden, daß er nur zum Unheil geboren sei, und daß das Glück ihm nur für kurze Augenblicke lächle, um ihm nachher seine Mißgunst desto tiefer empfinden zu lassen,

Er hatte, da er sich nun im Besitze einer für ihn sehr bedeutenden Baarschaft sah, den Vorsatz gefaßt, dem Gewerbe, zu welchem er gezwungen worden war, und für das er Trotz der Macht der Gewohnheit, noch immer keine Neigung fühlte, zu entsagen, und in der nächsten großen Stadt ein Unterkommen als Schreiber oder Famulus zu suchen, zu welchem Dienste er wohl die nothwendigen Fähigkeiten sich in früherer Zeit erworben hatte, Ein wenig Uebung, meinte er, würde wohl das, was er in fünfjähriger Entfremdung von den Wissenschaften verlernt und vergessen habe, nach kurzer Zeit wieder in's Gedächtniß zurückführen.

Voll Sehnsucht, diesen Plan recht bald zur Ausführung zu bringen, wanderte er einer volkreichen süddeutschen Stadt zu. Nicht viel mehr, als eine Tagereise noch von dieser entfernt, kehrte er eines Abends sehr ermüdet in dem Wirthshause eines kleinen Marktfleckens ein. In der allgemeinen Gaststube, wo er sich an einen Tisch setzte und ein einfaches Abendbrodt geben ließ, saßen zwei etwas fremd gekleidete Männer beim Würfelspiel. Sie schienen Italiener zu sein, die wahrscheinlich mit Contrebande sich über die Gränze geschlichen hatten. Lorenz glaubte zu bemerken, daß sie ihn bisweilen mit lauernden Blicken ansahen. Doch er gab deshalb nicht lange besorglichen Betrachtungen Raum; denn er war so matt und schläfrig, daß ihm einmal über das andere die Augen zufielen. Darum warf er sich auch, als man kaum die Streu für ihn bereitet hatte, sogleich darauf hin, legte sich sein Ränzel unter das Haupt, und war nach wenig Minuten in einen festen Schlummer gesunken.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Warum?

Warum sich wohl Madam A. und Madam B. so herausgeputzt hatten, da sie mich letzthin zum Erstenmale besuchten? Es war wahrhaftig nicht, um mir zu gefallen; ich bin eine Frau wie sie. Auch kann es nicht gewesen sein, um mich zu verblüffen, oder groß zu thun vor mir — ich bin eben so reich wie sie. Ohne Zweifel thaten sie es, weil es so der Gebrauch will. Aber warum will es der Gebrauch, daß man sich auf's reichste ausputze, wenn man sich untereinander die ersten Visiten macht? — Aha — mir fällt's ein: es ist wahrscheinlich, um demjenigen, den man zum Bekannten haben will und der reich ist, mit guter Manier zu verstehen zu geben: Genire dich meinetwillen nicht; du siehst, ich habe deines Beistandes nicht vonnöthen; ich bin eben so wohlhabend wie Du, und im Stande, dir dasselbe Vergnügen zu gewähren, welches mir durch deine Höflichkeit zu Theil wird. — Ist die Person, die man besucht, arm, — so bedeutet's: Ich könnte dir nützlich sein, falls du mir gefallen wirst? du brauchst nur hübsch demüthig zu erscheinen, und gefällig, zuthätig, dienstfertig. Du hast nur nöthig, einerlei Gesinnung mit mir zu hegen, rühmen, was mir gefällt, verleumden, was mir zuwider ist, und mich mit allen schönen Eigenschaften ausgestattet finden, welche die blinde Welt unverschämt genug ist, an mir nicht bemerken zu wollen; du hast nur ein Wenig meine bösen Launen zu ertragen, und mich zu amüsiren, wenn ich verdrüßlich bin — und endlich ist dir unbenommen, diese deine Pflichten gegen mich zu erfüllen mit der heitersten Miene von der Welt.

Warum, wenn ich einen Gegenbesuch mache bei Madam D., ein unerträgliches Weib, die mich zu Tode langweilt — warum sag' ich zu ihr, daß ich

in Verzweiflung bin, nicht zu Hause gewesen zu sein, als sie letzthin mir die Ehre erwies, mich zu besuchen? Hatte sie nicht vor dem Mädchen auf dem Flur ausgerufen, sie sei untröstlich, mich nicht anzutreffen? Wollt' ich mich nur des schwachen Worts — untröstlich! bedienen, so tönte es übelnehmen; brauche ich ein Wort, das ohngefähr dasselbe bedeutet — so bedeutet es gar nichts — ich muß daher einen Ausdruck anwenden, der kräftiger als der ihrige, und darum bin ich in Verzweiflung.

Warum sagte ich letzthin zu dem Herrn Y., einem Mode-Dichter, daß sein letztes Sonnett auf Mamsell S. hinreißend gewesen? Weil Madam C., G. und N. zu ihm gesagt, daß ihnen das Sonnett köstlich vorkam. Wär' ich so unglücklich gewesen, mich eines minder übertriebenen Ausdrucks zu bedienen, er würde nicht verfehlt haben, überall auszubreiten, daß ich unendlich weniger Geschmack besitze, als Madam C., G. und N. Also muß ich wohl übertreiben.

Warum ist der lange Rentier H. so ruhig, wenn ihn seine Frau, als sein Mann beim Whist, die Partie verlieren macht, — während er zu Hause mit Frau, Kindern und Dienstboten ein teufelsmäßiger Brummbär ist? Das ist die Gewalt des bon Ton's. — Warum anderseits will Madam J., — die mir letzthin so gutwillig hundert Friedrichsd'or geliehen, — warum, sag' ich, wollte sie gleich aus der Haut fahren, als ich ihr gestern Abend acht Groschen im Piquet abgewonnen? O Eitelkeit! O Eigenliebe!

Warum hat man nichts dagegen, wenn Madam S. überall Schulden macht, um jeder neuen Mode zu fröhnen — und will es der Madam T. nicht verzeihen, daß sie einen Hut trägt, der seit einem Monat aus der Mode gekommen? Ist hier die Schande nicht etwas wunderlich in der Wahl ihrer Opfer?

Warum steht es einem so wohl an, wenn man sich an Allem zu langweilen scheint? Ist es nicht, als wenn man sagen wollte: Ich hab' jegliches Vergnügen frühzeitig genossen, weil ich mit Reichthümern geboren ward — weil ich auf die Welt kam, um zu genießen, was zu erwerben mich keine Mühe gekostet hatte? —

Warum macht Herr P. es sich zu einem Gewissenspunkte daraus, seinem Freunde B. eine Spielschuld auf die Minute zu bezahlen — und warum macht er sich keins — ihm seine Frau ihrer Pflicht abspenstig zu machen? Wär' es etwa, daß die Welt darum so streng auf die Erfüllung der kleinen Pflichten dränge, um sich desto gemächlicher die der großen zu ersparen?

Brutalität.

Wie weit es mancher in dieser edlen Eselstreiberkunst, selbst unter den als gebildet betrachtet sein wollenden Ständen, gebracht hat, mag unter andern folgendes Anekdötchen beweisen.

Ich befand mich eines Nachmittags bei einem von mir sehr entfernt wohnenden Freunde, den ich lange nicht gesehen hatte, als ein mir fremder wohlgekleideter Mann hereintrat, den ich, nach seinem Aeußern und seiner Sprache, für einen gebildeten Handwerker oder mittlern Geschäftsmann halten mußte. Derselbe knüpfte mit Jenem in einem sehr vertraulichen Tone sogleich ein Gespräch über einen sie beide betreffenden Gegenstand an, das jedoch bald von Seiten des Fremden hitziger ward, und mit einigen Vorwürfen endete, welche derselbe seinem ruhigen Gegner machte, und sodann sich auf eine sehr ungebührliche Art entfernte.

Natürlicherweise war in den zunächstfolgenden Augenblicken das so eben Verhandelte der Gegenstand des Erkundigens von meiner, und den nähern Erörterungen von meines Freundes Seite. Kaum sind aber einige Worte gewechselt, so stürmte der Fremde wieder zur Thüre herein, setzt sich ohne Weiteres auf einen Stuhl mir gegenüber, und beginnt, trotz unseres nunmehrigen Schweigens, das abgebrochene Gespräch, mit Vertheidigungen seiner Meinungen und steten Vorwürfen, von Neuem.

Da ich unter diesen Umständen mit dem Gegenstande näher bekannt geworden war, so glaubte ich zur Beruhigung der Gemüther Etwas beitragen zu dürfen, und sagte unter andern zu dem Fremden: Meines Erachtens ist Ihre Furcht ganz ungegründet! — Ich hätte sagen sollen Besorgniß; aber kaum war das verhängnißvolle Wort ausgesprochen, so sprang Jener von seinem Stuhle auf und schrie, mir näher tretend: Was, Herr! Sie glauben, ich habe Furcht? Vor wem? doch nicht etwa vor Ihnen? — Ich will es Ihnen schriftlich beweisen, Herr, daß ich Recht habe! Sie wissen einen Quark! Ich kenne die Gesetze besser als Sie! u. s. w. — Ich vermochte meines Erstaunens kaum mächtig zu werden über ein so pöbelhaftes Benehmen; jedoch suchte ich mich zu sammeln und sagte ganz gelassen: Wenn jenes Wort Sie beleidigte, so bedauere ich, daß Sie mich mißverstanden haben; es war nicht mein Wille, Sie zu beleidigen. — Weit entfernt, dadurch zur Besinnung zu kommen, brach nunmehr der Damm des Wohlanständigen ganz; und mit einer Wuth, die nur bei einem Trunkenen verzeihlich hätte sein können, schlug er auf den Tisch, trat mir zu Leibe, und focht mit den Händen mir vor dem Gesicht, wobei seine Zunge eine Ladung von Gemeinheiten herunterdonnerte. Ueberzeugt, daß hier die besonnensten Vorstellungen nichts fruchten, sondern das Uebel nur ärger machen würden, griff ich nach meinem Hute und empfahl mich in aller Stille. —

Zwar kann ich daraus die gold'ne Lehre ziehen, mich nie wieder in fremde Angelegenheiten zu mischen; jedoch auch den frommen Seufzer nicht unterdrücken: Ach wann wird es endlich dahin kommen, daß die Grobheit nur ein Prärogativ der Esel-, Rindvieh- und Schweinetreiber ist!! —

Die Hausfreunde.

Wie viele Ehemänner giebt es doch, welche von ihrer Autorität, oder von ihrem Späherblick, oder von ihrer Liebenswürdigkeit so eingenommen sind, daß sie glauben, es sei kein anderer Mann im Stande, sie aus dem Herzen ihrer Frau zu verdrängen, und es deshalb als etwas ganz Unschädliches betrachten, sich einen oder mehrere Hausfreunde zu halten! Freilich ist ein Hausfreund im edelsten Sinne des Wortes eine sehr achtungswerthe Person; aber da diese Art von Freunden schon so oft Proben von ihrer Unredlichkeit gegen den Hausherrn an den Tag gelegt hat, — wenn anders es nicht vielleicht mitunter als höchste Freundschaft angesehen wird, daß der verheirathete Freund Alles, also auch seine Frau, als Gemeingut mit dem Hausfreunde habe, — so sollte sich doch der verheirathete Theil des männlichen Geschlechts weniger mit Hausfreunden befassen, als es geschieht, indem in den meisten Fällen solche Intimität zu nichts Gutem führt. Daß größtentheils der Ehemann selbst die Hausfreunde anschafft und einführt, ist unläugbare Thatsache; viel seltener geschieht es durch die Frau. Wenn nun, wie schon erwähnt, der Hausfreund ein bewährter Biedermann ist, — zu dessen Auffinden auch ein kluger und sehr rechtschaffener Ehemann gehört, — so ist ein solcher Freund nicht zu verachten; dieser wird aber auch seine Besuche jedesmal so einrichten, daß, der Nachbarn wegen, jeder Schein von einem besondern Verhältnisse zwischen ihm und der Ehefrau wegfällt. Doch solche Freunde sind so selten, wie der Vogel Phönix. Großentheils sind die Hausfreunde von der Art Vögel, mit welchen der Ehemann in seinem früheren freien Stande manchen Ausflug machte und von einem Neste zum andern flatterte. Es wird diesem bei seiner Verheirathung dann schwer, sich von einem so treuen Genossen seiner Thorheiten und Schwärmereien zu trennen, und er ist wohl so mit Blindheit geschlagen, daß er glaubt: eben so gut, wie er sich jetzt vorgenommen, ein anderer Mensch zu werden, müsse diesen Vorsatz auch sein gleichgesinnter Freund gefaßt haben. In der ersten Zeit, so lange der Gatte gegen seine Gattin zärtlich und aufmerksam ist, hat er freilich nichts zu befürchten. Diese Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit verringert sich aber gewöhnlich nach dem ersten Jahre oder dem ersten Ehesegen bedeutend, und in eben dem Grade steigt oft die Zuvorkommenheit des Hausfreundes, welche also dem leichtsinnigen Ehemanne jetzt nicht mehr so auffallen kann, als es geschehen würde, wenn sie zu einer Zeit käme, wo er seiner Gattin noch die größte Aufmerksamkeit widmete, bis endlich die Vertraulichkeit des Hausfreundes mit der Ehefrau einen so hohen Grad erreicht, daß dem Ehemanne der Staar gestochen wird, das friedliche Verhältniß seiner Ehe vernichtet ist, und er, leider zu spät, in dem gewähnten Hausfreunde einen Hausteufel erkennt. Oft auch liegt der Ursache, daß ein Hausfreund gehalten wird, weiter nichts zum Grunde, als daß dieser irgend ein Talent besitzt, welches dem Manne oder der Frau zusagt, und wozu hauptsächlich das Talent der Musik, sollte es auch nur Pfuscherthum sein, zu rechnen ist, und gerade dann gehören die Hausfreunde zu den gefährlichsten ihrer Art, besonders wenn ein solcher und die Ehefrau die Musik gemeinschaftlich betreiben. Es ist wirklich possirlich mit anzusehen, wenn, in Gegenwart des Ehemannes, dessen Gattin und der Hausfreund in einem Duette sich einander Liebe zusingen und zuschwören, und die Gefühle ihrer Herzen auf den Gesichtern zu lesen sind, der Erstere aber einen ganz gleichgültigen Zuschauer dabei abgiebt. Es ließe sich über diesen Artikel noch gar Vieles sagen, und ich könnte eine Menge von Beispielen anführen, die das Vorstehende bestätigen; weil aber solche Geschichten sehr häufig vorfallen, auch eine mit der andern zu viel Aehnlichkeit hat, so möchte ich nicht, daß verschiedene Leute glaubten, sie seien insbesondere gemeint; auch halte ich's für gewiß, daß mein Aufsatz ohnehin klar genug ist, um Manchem die Augen zu öffnen, und empfehle also in der Wahl von Hausfreunden die möglichste Vorsicht; da aber auch die möglichste Vorsicht nicht vorsichtig genug sein kann, so thut der größte Theil der Ehemänner wohl am besten, gar keine Hausfreunde zu erziehen.

Ist das schicklich?

In der Versammlung der protestantischen Freunde, den 30. v. M., machte ich die Bemerkung, daß mehrere Herren, ihrer Kleidung nach höheren Ständen angehörig, anscheinend nicht für nöthig fanden, bei dem feierlichen Gesange am Schlusse die Kopfbedeckung abzunehmen, einige sogar es nicht für nöthig erachteten, die Cigarre aus dem Munde zu nehmen. Ueberhaupt finde ich es, und noch manche Andere, höchst unpassend und unschicklich, sich mit Tabackspfeifen oder Cigarren an solchen Orten, wo Verhandlungen über religiöse Gegenstände gehalten werden, einzufinden. Möchte doch nicht blos die Religiosität, sondern auch die Bildung im Zeitgeiste fortschreiten.*)

P. Meltzer.

*) Wir haben dieselbe Bemerkung gemacht, wie der Herr Einsender, und fügen noch hinzu: Das ist nicht allein nicht schicklich, sondern geradezu ungesittet, um kein stärkeres Wort zu gebrauchen, eben so ungesittet, wie das ewige Bravoschreien einiger, wie es schien, jüdischer Elegants, die wahrscheinlich auf der Gallerie des Theaters zu sein wähnten. D. R.

Die Sternseher.

Herr Hesperius, der auf verschiedenen krummen und winkeligen Wegen in einer Reihe von Jahren ein ansehnliches Vermögen zusammengescharrt hatte, beschloß endlich, sich in den Ruhestand zu versetzen, und die übrigen Jahre seines Lebens den Freuden desselben zu weihen. — Wir können diesen Umstand nicht übergehen, ohne dem genannten Herrn ein Kompliment zu machen; denn es gehört wirklich zu den Seltenheiten, wenn ein Mann seines Charakters fähig ist, einen Entschluß dieser Art zu fassen, welcher doch gewissermaßen zu den vernünftigeren gezählt werden kann. — Derselbe wurde denn auch ohne Zeitverlust in Ausführung gebracht, und Herr Hesperius befand sich anfänglich in dem seligen Müssiggange und einer Lebensweise, die ächt schlaraffenländisch genannt werden konnte, außerordentlich wohl. — Allein das Ding bekam doch endlich einen Haken; Ueberdruß und Langweile stellten sich ein, und marterten den Armen auf eine unerträgliche Weise. — Eines Abends saß er, die Hände auf dem Schooße gefaltet und mit beiden Daumen ein Mühlchen machend, am Fenster, und starrte, wie gewöhnlich, gedankenlos ins Blaue hinein. Da kam ihm plötzlich, wie von Gott gesandt, der Einfall, sich hinführo mit astronomischen Betrachtungen die Zeit zu verkürzen. Der Gedanke versetzte ihn in Entzücken; denn eine neue Welt ging ihm auf, und im Geiste sah er schon die Krone der Unsterblichkeit auf seinem Haupte. Schleunigst wurden nun eine Menge von Instrumenten und Geräthschaften herbeigeschafft, ein Gartenhäuschen zum Observatorium eingerichtet, und die Himmelsbeobachtungen nahmen ihren Anfang. Die Ergebnisse sind bis jetzt noch unbekannt geblieben, obwohl Herr Hesperius nun schon seit Jahren den Tag über kaum einige Stunden im Irdischen zubringt, den übrigen Theil aber und die Nächte in der Regel seinen Betrachtungen widmet, mithin sich auch ohne Zweifel ein außerordentlicher Erfolg erwarten läßt. —

Vor ungefähr einem Jahre starb seine erste Frau. Der gelehrte Mann würde von dem Tode derselben unfehlbar nicht das Mindeste erfahren haben, wenn nicht am nächsten Morgen die gewöhnliche Epistel ausgeblieben wäre, welche ihm die liebende Gattin über sein unsinniges Betragen — wie sie es nannte — regelmäßig zu lesen pflegte, und die er, da Jene sich vor dem verschlossenen Gartenhäuschen postiren mußte, durch die Bodenlucke anzuhören, und in gelehrten Absurditäten zu erwiedern, sich niemals entwehren konnte. Bei dem Allen sah er sich dennoch genöthigt, seinem Hauswesen eine neue Vorsteherin zu geben, — auch fand er dieselbe bald in einem jungen Frauenzimmer, welches, aus zweifachen, leicht zu errathenden Gründen, keinen Anstand nahm, dem himmelbeschauenden Sechsziger ihre Hand zu reichen. —

Hesperius lebt gegenwärtig ganz ruhig und zufrieden; denn seine Frau inkommodirt ihn nicht im Geringsten, läßt sich's wohl sein von seinem Gelde, weiß sich auch in gestirnten Nächten, bei Mondsfinsternissen und dergl., wo sie sicher ist, daß ihr Mann den Boden seines Observatoriums nicht verläßt, für die entbehrte eheliche Gesellschaft äußerst sinnreich zu entschädigen. —

Chronik.

Engländer in Frankreich.

Laut amtlichen Registern leben gegenwärtig 28,000 Engländer in Paris und 73,550 in andern Theilen Frankreichs. Nimmt man ganz gering an, daß jede Person 5 Franks (etwas über $1\frac{1}{3}$ Thaler) täglich verbraucht, so kommen durch die Engländer jährlich 124 Mill., 228,750 Franks in Umlauf.

Uebersicht der am 3. August c. predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Cand. Ueberschär, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Sen. Girth, $8\frac{1}{4}$ U.
Nachmittagspr.: Diac. Hilse, 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: Cand. Klär, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Sen. Berndt, $8\frac{1}{4}$ U.
Nachmittagspr.: S. S. Ulrich, $1\frac{1}{4}$ U.
St. Bernhardin. Frühpr.: Cand. Gossa, $5\frac{1}{2}$ U.
Amtspr.: Sen. Krause, $8\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Cand. Friederici, $1\frac{1}{2}$ U.
Hofkirche. Amtspr.: C.-R. Falk, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Mörs, 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: Pred. Fischer, 9 U.
Nachmittagspr.: Cand. Stricker, $1\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit.-Gem.: Div.-Pred. Rhode, $9\frac{1}{2}$ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Civ.-Gem.: Pred. Knüttell, 7 U.
Nachmittagspr.: Cand. Weber, $12\frac{1}{4}$ U.
Krankenhospital. Pred. Dondorff, 9 U.
St. Christophori. Amtspr.: Cand. Rembowski, 8 U.
Nachmittagspr.: Past. Stäubler, (Betrachtungen.) $1\frac{1}{2}$ U.
St. Trinitatis. Pred. Ritter, $8\frac{1}{2}$ U.
St. Salvator. Amtspr.: Eccl. Laffert, $7\frac{1}{2}$ U.
Nachmittagspr.: Cand. Tusche, $12\frac{1}{4}$ U.
Armenhaus. Pred. Jäckel, 12 U. (Kirchl. W.)

Christkatholischer Gottesdienst.

Armenhaus. Amtspr.: Pfarrer Dr. Theiner, 9 Uhr.
Nachmittagspr.: Cand. Kaulfuß, 3 Uhr.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Canon. Dr. Förster.
St. Maria (Sandkirche). Amtspr.: Cur. Borgander.
Nachmittagspr.: Kapl. Lorinser.
St. Vincenz. Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Pfarrer Jammer.
Amtspr.: Kapl. Künzer.
St. Adalbert. Amtspr.: Pfarrer Lichthorn.
Nachmittagspr.: Cur. Kammhoff.
St. Matthias. Frühpr.: Cur. Kausch.
Amtspr.: Kaplan Purschke.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Kapl. Renelt.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seeliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: ein Alumnus.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.